**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
**Band:** 11 (1907)

**Artikel:** Bergwolken
**Autor:** Sutter, Alfons
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-575581

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 01.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Dora Brand sitzt zwischen den niedrigen Büschen im Garten von Clive-House. Sie sieht blaß aus; aber ihre Augen blicken wunderbar klar. In ihrer Seele herrscht jene Ruhe, die das Leiden und das im Leiden Reifwerden gibt, und auf ihrem Antlitz liegt eine stille Entschlossenheit. Was für einen Entschluß hat Dora von den Bäumen ihrer Ernte gepflückt? Wie wird sie antworten, sie, die sich einst verzweifelt fortsehnte aus dieser Umgebung, wenn Fred Hellings sie fragt, ob sie in Clive-House bleiben will bei seinen Kindern? Wird sie freiwillig auf einem Posten ausharren, der immer umspült sein wird von Gefahren? Wird sie sich nicht fürchten vor dunkeln Bedrohungen? Wäre es nicht besser, Dora kehrte heim und ruhte ihre Seele aus von den Stürmen, die furchtbar über sie hinbrausten? Ihre Eltern würden glückselig sein, ihre Geschwister würden jubeln. Bedeutet es nicht eine Torheit, in der Fremde zu bleiben, wenn die Heimat ruft: „Komm, ich habe Platz für dich!" Niemand beharrt doch in Gefahren, wenn er sie vermeiden kann — — — —

Da tritt Fred Hellings zu Dora. Ruhig setzt er sich auf einen Stuhl ihr gegenüber. Sein Gesicht ist tiefernst.

„Ich freue mich, Fräulein Dora, daß Sie sich so überraschend schnell erholt haben; es gehört gesunde Kraft dazu, um solche Erschütterungen zu überwinden." Fred Hellings schweigt; er ist ein ungeschickter Mann, er versteht sich durchaus nicht auf Umschweife und Einleitungen, und so sagt er: „Fräulein Dora, wollen Sie bei uns bleiben? Wollen Sie meine Kinder erziehen? Niemand vermöchte es besser!" In banger Erwartung schaut er auf das Mädchen: „Ich weiß, es ist ungeheuer viel, was ich von Ihnen erbitte ... Vielleicht fürchten Sie sich, vielleicht haben Sie andere liebere Pflichten ... Ich ... könnte auch ein Nein begreifen!"

„Ich fürchte mich nicht," sagt Dora einfach; „ich will bei den Kindern bleiben! Ich wüßte mir augenblicklich keine größere Pflicht."

In Hellings' Augen treten Tränen. Ehrerbietig nimmt er des Mädchens Hand: „Nie will ich vergessen, wie gut Sie sind!"

Er erhebt sich und geht ins Haus zurück. Dora greift nach einem Briefe, den ihr die Post am Morgen gebracht.

Ein Dankgebet John Hardens für ihre wunderbare Errettung. Zwischen den Zeilen flutet die Liebe und schimmert die Hoffnung.

„Was ich bis jetzt verschwiegen, will ich dir heute sagen," schreibt John Harden; „ich bin nach Wien gefahren, um mich von einem Spezialisten untersuchen zu lassen. Schell hält eine Behandlung meines Leidens nicht für völlig erfolglos; er hat ein neues Verfahren. ... Ach, Mädchen, du helle Menschenseele, vielleicht hat Gott dich mir erhalten wollen! Vielleicht hat er das Glück beauftragt, in dieser Zeit die seligste Blume zu pflanzen für dich und für mich! Und pflücken wir sie nicht heute und auch noch nicht morgen, so doch in Jahr und Tag! Wir sahen die Sonne sinken, Dora, über dem Meere, will's Gott, so sehen wir von neuem ihr Steigen, gemeinsam, Hand in Hand. ..."

# Bergwolken.

Nachdruck verboten.

Skizze von Alfons Sutter, St. Gallen.

## I.

„Das Land der ewigen Kirchweih!" scherzte der alte freundliche Herr aus den Rheinlanden, mit dem ich an einem hellen Julimorgen auf dem Wege zusammentraf, der von Appenzell über reiche Moorwiesen nach dem Weißbad führt. Im Dorfe waren eben die Frühglocken verklungen, die Leute kamen aus der Morgenandacht und belebten Wege und Stege mit herzlichem Geplauder. Mein Begleiter erzählte mir, daß er in Köln wohne, im Weißbad zurzeit zur Kur weile und jeden Morgen nach dem Dorfe oder auf die umliegenden Höhen spaziere, ehe noch die Sonne überm Hirschberg heraufziehe. Er übe diese Kasteiung, fügte er lachend bei, zur Buße für seine zwanzigjährige rheinländische Sorglosigkeit, die ihm einen bedenklichen Schmerbauch großgezogen habe. Jetzt kenne er das kleine Ländchen an der Sitter im Geviert; sein erster Besuch aber habe Ekkehard auf dem Wildkirchlein gegolten. Und da sei es ihm ergangen wie weiland seinem toten Freunde, der sieben Tage und sieben Nächte droben zu Gaste war...

„Sie kannten Scheffel?" warf ich ein.

„Freilich! Aber damals, da ich mich näher mit ihm befreundete, war er schon leidend. In Karlsruhe trafen wir uns zuerst durch die Vermittlung eines meiner Verwandten. Später habe ich ihn öfters in seiner Vaterstadt besucht."

„Hat sich der Dichter etwa über seinen einstigen Aufenthalt in diesen Bergen ausgesprochen?"

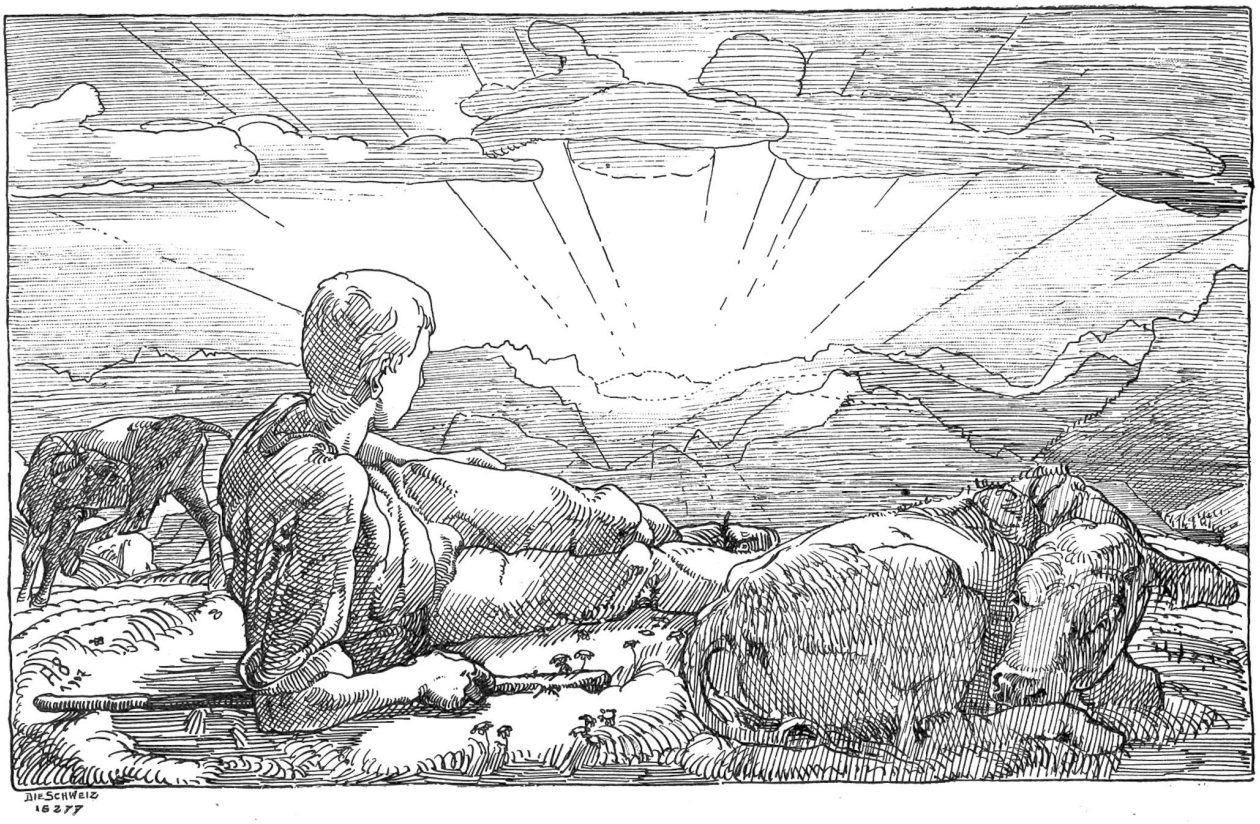
„Ja ... Ich erinnere mich noch an ein Gespräch, das wir über Ekkehard führten. Ich kannte damals die Appenzellerberge freilich noch nicht aus eigener Erfahrung, immerhin ... und das wollt ich vorhin sagen: es ist uns beiden gleich ergangen. Als ich zum ersten Mal, es sind jetzt drei Wochen her, auf der Ebenalp stand und auf das grüne umsonnte Land schaute, das zwischen mir und der feinen blauen Linie des Bodensees ruhte, da wurde mir mit einem Male klar, warum das Appenzellervölklein immer so froher Dinge ist und wie diese Lebenslustigkeit sprichwörtlich werden konnte. Ich habe auch in der Tat überall dasselbe bemerkt: Die Leute sind fromm, und der Schalk sitzt ihnen im Nacken!"

Ich sann. Der greise Herr mochte recht haben. So hieß es ja auch im Liede Arnold Halders:

„I öserem liebe Schwizerland
Get's gwöß ke lösteger Lüt
As wie im Appezellerland,
Du mensch de frili nüd.
Ond fröhlig gönd sie us ond i
Ond henkid nüd de Chopf,
Ond wer nüd setzt bim Gläsli Wi,
Isch gwöß en arme Tropf!"

Ich blickte auf. In Duft und Glanz stand der Hohekasten. Durch die feinen Nebel flimmerte es vom Dach des Berggasthauses.

„Scheffel hat in diesen sorglosen heitern Leuten den ästhetischen Gegensatz gefunden für den weltmüden Ekkehard," fuhr der Rheinländer nach einer Weile fort. „Ganz abgesehen davon, daß die Appenzellerberge um ihrer Nähe willen das erwünschte, vom Kloster des heiligen Gallus und der schwäbischen




**Abend.** Aus den „Federspielen" von Alexander Soldenhoff, Glarus.

Herzogsburg nicht allzu ferne schützende Ziel für den unglücklichen Mönch bildeten, hätte der Dichter seinen Helden nicht zu einem Volke bringen dürfen, wie es etwa in den Uralpen wohnt, wo die trotzige, verschlossene Natur auch den Menschen trotzig und verschlossen macht. Dort hätte Ekkehard nie gesunden können. Hier, wo alles sonnig ist und selbst die Berge in milder Beschaulichkeit sich gefallen, wurde ihm wohl.... Aber sagt' ichs nicht eben? Da drüben schon wieder das Trillern und Singen der sorglosen Leute!"

Ein paar Mädchen saßen vor einem Hause am Stickrahmen, breite Schatten eines Ahornbaumes über sich! Leicht und licht aber klang es zur Arbeit:

„Wie isch do nüd e frischi Loft,
Wie isch e monters Singe!
Wie kört mes vo de Felsechloft
So lieblig ane chlinge!"

Dem Liede folgte einer jener Jodler, von dem man nicht weiß, wer ihn sich erfunden hat. Sicher war es in fernen Tagen ein Bergler, der von einsamer Felslehne das Haus in der Tiefe grüßen wollte, wo sein Mareili seiner wartete. Grüßen wollte — und die Worte nicht fand! Da ist's ihm ergangen, wie der Lerche.

Mein Begleiter klatschte den Mädchen Beifall, die verwundert aufschauten. Sie mußten unser Kommen nicht bemerkt haben. Verwirrt waren sie sogar. Die Vorsängerin mit den rehbraunen klugen Augen und den glatten feinen Haaren schämte sich beinahe.

„Vortrefflich!" ermunterte der alte Herr. „Aber sagen Sie mir, woher stammt das Lied, das Sie soeben gesungen haben?"

„Hett's halt eins vom andere!"

„Gut! Und so tun Sie uns wohl den Gefallen und singen noch eines, Fräulein!"

Die Mädchen erröteten. Wohl weil der Fremde sie Fräulein genannt hatte! Nach einigem Zögern folgten sie der Aufforderung, ohne in der Arbeit innezuhalten. Geschäftig huschte die Nadel aus den feinen Fingerchen durch die Stickleinwand, ohne Ruh, ohne Ruh!

Warm, innig, ein wenig gedämpft kam es diesmal aus dem Munde der Mädchen. Ein Sang ohne Worte. Im Grunde klang es wie verhaltene Wehmut, weich und lockend. Hatte er darum keine Worte, weil der Appenzeller wohl die Liebeslust und Liebesseligkeit mit ein paar neckischen Varianten singt, aber ein stilles Herzweh sich nicht anmerken lassen will? Es muß so sein.

Wir dankten, grüßten und schritten weiter. Auf den Wiesen waren die Bauern beschäftigt, das Heu in raschelnden Schwaden zusammenzulesen. Der Boden loderte. Das Summen und Zirpen der Grillen rieselte in die heißer werdende Luft.

„Was die Mädchen vorhin gesungen haben," nahm der Rheinländer das Gespräch wieder auf, „ist mir neu. Wenigstens glaube ich nicht, daß ich etwas Aehnliches hier schon gehört habe. Es erinnert mich aber an ein Lied, das ich irgendwo von der Sonnenseite der Schweiz, vielleicht von den Graubündnertälern her kenne. Dort der Sinn für das Ernste, Träumerische, Hohe, der sich im Liede mit Vorliebe des elegischen, oft des leidenschaftlichen Tones bedient, hier eine ausgelassene Fröhlichkeit, der Hang für das Spielende, Neckische, das sich ja fast überall auch im Liede hier äußert. Man möchte oft glauben, die Appenzeller kennten die Schattenseiten des Lebens gar nicht und das Volk sei keiner durchgreifenden ernstern Lebensauffassung, dann freilich auch keiner leidenschaftlichen hohen oder niedern Tat fähig!"

„Ich glaube kaum, daß dies im einzelnen zutrifft. Ich weiß, daß es im Lande viele starke selbständige Naturen gibt, die Elend und Sorge, Verhängnis und Leidenschaft ein Leben lang bedrängt haben. Aber weil eine heitere Natur um sie grünt, bleiben sie gutmütig und frisch, ja selbst neckisch gelaunt. Denn es gilt im Bergland von alters her als unwürdig, in melancholische Klage zu versinken. Der Beispiele aber gibt es genug, wo das starke Lebensgefühl zur starken hohen oder

leidenschaftlichen Tat drängte. Ueber so manchem der schindelgedeckten Häuser mit den Blumen vorm Fenster, die sie hier sehen, liegen trübe Geschichten, in denen es von den Gewitterlaunen des Schicksals grollt. Der Bauernsohn, der um verkannter Liebe willen aus dem Lande zieht, der Bursche, der seinen Rivalen ermordet, der Senne, der seinen eigenen Wohlstand vergißt und seinem Nachbarn hilfreich beispringt, da die Seuche in dessen Ställen wütet, und so manch andere — das alles sind Gestalten, die in diesen friedlichen Bergen großgeworden sind, und ihr Beispiel steht nicht vereinzelt da. Der Fremde jedoch, der zu uns kommt, glaubt überall nur Stille und Sonnlicht zu finden. Und er ahnt nicht, wie die Tugenden und Laster der Gesellschaft, wie Unglück und tiefes Leid auch hier ihn umgeben!"

Wir schwiegen beide. Ueber dem Alpsiegel, der wie ein ruhender Riese, schwer und wuchtig, ins Tal schaute, irrten weiße Sommerwolken. Der Weg bog zur Rechten ab. Aus der Tiefe, der grünen strotzenden Parklandschaft grüßte die rote Fahne des Weißbadhotels. Von der Landstraße hörte man das Aufschlagen von Bergstöcken.

Touristen, die nach dem Säntis wollen! Herren und Damen, lachend, scherzend, wie es der sonnige Tag in unbekümmerte Seelen legt. So heißt es ja wieder im Liede:

„Viel Herrelüt, die chönd zo ös
Is Appezellerland;
Sie bsuechid ös mit Wib ond Chend
Ond luegid ommenand.
Sie gönd denn bis is Wildcherchli
Ond bis ge Meglisalp,
Im Wisbad trinkid 's Schottebrüe
Ond werid gsönder d'rab."

Im Weißbad hielten auch wir.

## II.

War das ein Klingen und Singen, ein Schmettern und Jauchzen bei der Weißbadbrücke! In den golbhellen Laubgängen des Parkes tanzten die Sonnenfunken. Mit silbernen Wellenkronen, fauchend und brausend, schoß die Sitter. Und in die Tonfluten des Naturkonzertes mischte sich das Rufen und Lachen, das Necken und Sichlautvertragen einer bergwärts wandernden Gesellschaft. Appenzellerinnen in der vielfarbigen Tracht, den silbernen Pfeil im sorgsam gescheitelten Haar, mit rosigfrischen Gesichtern, so feurig wie der Wein im Glase, den die Brückenwirtin den eben Angekommenen kredenzte. Ein Gewirr bunter Schürzchen, Filigrankettchen, Huschefüßchen und daneben Dorfmusikanten mit imponierenden Blasrohren und zu kurz geschnittenen Festtagshosen. Da und dort Bekannte, das Sepheli, Tonneli und ...

„Guten Tag, Marie, wohin geht's?"

„In die Seealp mit der Musik! Kommst mit?"

Zwei Minuten später saßen wir, der greise Herr aus Köln und ich, in einem der bereitstehenden, mit Tann- und Föhrenzweigen geschmückten Gesellschaftswagen, die Fremde und Bekannte nach den Wasserauen bringen sollten. Marie, die hübsche blonde Wirtstochter aus dem Dorfe, zwischen uns! Der Rheinländer hatte zuerst widerstrebt mitzukommen. Ja, wenn es nicht aufwärts ginge! Und bei dieser Hitze!

„Wird schon gehen! Ich helfe Ihnen!" lachte Marie ihm in die Augen.

Da hat der dicke freundliche Begleiter auch gelacht und zugesagt. In dem Fremden schlug ja nicht umsonst ein rheinländisch Herz!

Die Wagen rasselten über die Brücke. Die frische Luft, das Wiegen und Fliegen weckte die Sangeslust. Da ist's wie mit den Bergwassern. Eine Quelle plaudert vom Grate, versteckte Brünnlein rieseln ihr zu, und bald ist's ein rauschender Fluhbach, und hundert Stimmen dringen aus unnahbaren Gründen.

Eines der Mädchen summte flüchtig ein paar Worte, andere fielen ein, und Bläser und Burschen begleiteten in würdevollem Brummbaß:

„'s cha of der Welt nüz Töllersch ge
As do bim Bechli wäde:
Wet's lieber no, as Rotsherr se,
Seb chönt mer no verläde!
En Rotsherr mos vil Omueß hah,
's cha menge dromm nüd trüene,
Mos dick mit Lüte z'brächte hah,
's gieng ringer mit de Chüene!"

Du selige Eintracht im Berglande! Wie sehr auch die beiden mitfahrenden pausbackigen Ratsherren aus Appenzell zu den Worten des Liedes kontrastierten — die zwei sangen kräftig mit! Berge versöhnen. Wer die beiden von der politischen Wetterecke im Dorfe her kannte, der schlug ein Kreuz!

In den Wasserauen hört die moderne Welt auf. Das Tal öffnet sich weit, als wolle es alle Reize der Voralpenlandschaft noch einmal zeigen, ehe es sich schließt. Beim Felsentore treten uns die reinen Wunder des Gebirges entgegen.

Wie lange noch?

Es steht um die Säntisbahn, wie um so manch anderes Projekt. Niemand im Volk glaubt ernsthaft an seine Verwirklichung; die Herren im Beratungssaale haben sich die Köpfe auf eine Zeit hinaus zerschlagen: die Geschichte schläft — eines Morgens aber steigen graue Wolken und Glühkerne in den sonnigen Himmel, ein Pusten und Knarren kommt von den Steinwänden, und die schöne Jungfrau Poesie muß sich in verlorene Waldgründe flüchten!

Die sanften strahlenden Augen Maries überwanden das Schrecknis. Die Wagen hielten. In langem Zuge bewegten sich Touristen, Musikanten, Männer und Frauen den schmalen Felsensteig hinan. Der Rheinländer und ich blieben zurück. Durch Felsschutt und Alpenkalkblöcke, aus deren Ritzen die weißen Sterne des Steinbrechs üppig hervorblühten, ging der Weg.

„Haben Sie den Schatz in den Auen bemerkt?" wandte ich mich an meinen Begleiter.

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen!"

„Nun, ich meine den Felsen, wo der Bach hervorschießt. Eben an diesen Ort hat sich eine alte Sage geheftet, die Ihnen davon Zeugnis geben kann, wie unser lachendes Völklein auch ernsten Stoffen zuneigt. Einem jungen Manne, der als Fronfastenkind mehr gesehen habe als andere Leute, sei dort einst ein feines blasses Mädchen erschienen, die Hüterin des im Felsen verborgenen Schatzes. Sie verhieß ihm Glück, Reichtum und ihre Liebe, wenn er sie erlöse. Das könne jedoch nur mit Hilfe eines Kapuziners geschehen und nur unter der Bedingung, daß er sich dabei nie umschaue. Der ehrgeizige Jüngling, von wahnwitzigem Verlangen getrieben, wagte sich vorzeitig ohne den Mithelfer ans Erlösungswerk. Im letzten Augenblick schreckte ihn ein Donnerschlag auf. Er blickte um sich. Die Erde verschlang den Unseligen. In der Osternacht gehe heute noch durch den Wald ein Flüstern und Weinen, die Klage des einsamen, um seine Liebe und Erlösung betrogenen Mädchens..."

Die Vormittagssonne stand schon über der Marwies. Die Luft glühte. Zitronenfalter irrten um die tiefblauen Glocken der Enzianen, und hoch droben flammte rein und strahlend der Berghimmel durch die zerschlitzten Grünbüsche der Legföhren. Mädchen und Musikanten waren uns längst vorausgegangen; auch die Wirtstochter hatte sich beeilt, als es hieß, man werde in der Seealp tanzen. In die Stille des Augenblickes fernes vom Wind verschlagenes Lachen und ein verklingendes Lied!

Eine Viertelstunde später hatten auch wir die letzte Felsenecke im Rücken und wanderten rascher dem See entgegen, der in grünen Schatten und gelben Lichtern spielte.

Am Ufer standen die Appenzellermusikanten, ein lauschendes Volk um sie. Da tönte es feierlich in die summende Seewildnis mit den schweren ernsten Klängen des Landsgemeindeliedes:

„Alles Leben strömt aus Dir
Und durchwallt in tausend Bächen
Alle Welten; alle sprechen:
Deiner Hände Werk sind wir!"

Wie das durchschauerte! Wie beim Dröhnen der Hochamtsorgel! Entblößten Hauptes horchten die Touristen. Sie mußten ahnen, daß sie hier im Heiligtume des Berglandes standen. Jenseits des purpurn umschatteten Felsringes funkelte in scharfen Lichtern die Schneekuppe des Altmanns; auf der Krone des Säntis aber lag ein sieghaftes Leuchten.

Der Rheinländer lauschte verträumt. Und als ihm Marie ein paar Bergnelken bot, wischte er sich die Augen.

„Danke, Fräulein, danke! Wenn ich den Rhein und die Lorelei wiedersehe, werde ich an Sie zurückdenken!"

III.

„Tonneli, Tonneli ... wenn grad schon die Sterne heraus wären!"

Eine feine Mädchenstimme weckt mich aus summendem Halbschlummer. In spielender Sonne ruht der Kölner neben mir im glänzenden fetten Grase. Die Erinnerung kommt: in der Mittagsschwüle haben wir uns aus dem tanzenden drängenden Volke vom Wirtshause, das beim Seealpsee steht, an den Waldrand zurückgezogen und es nicht beachtet, wie das gelbe gleißende Licht über uns weitergewandert ist.

Nur durch wildes Strauchwerk, Brombeeren und Farren von zwei Mädchen getrennt, die, ohne daß sie uns bemerkten, sich auf den Kalkblöcken am Ufer niedergelassen haben, höre ich jedes Wort der beiden.

„Kommt denn der Karlöni heute noch von der Alp, Seph?" fragt die Angeredete, die ihrer schwarzäugigen Nachbarin gegenübersitzt.

„Freilich! Er wolle mich heimbegleiten, hat er mir gestern durch meinen Bruder sagen lassen. Sie werden wohl heute mit dem Mähen fertig werden. Der Vater ist bei ihm und der Vetter Bisch. Dort oben müssen sie sein!"

Das Mädchen erhebt sich und deutet in die Höhe, wo über dem Seetale rötliche aus der Ferne wie feingefleckter Marmor anzusehende Felswände burgartig aus dunkelgrünen Fichten emporragen.

„Vielleicht können wir sie auf der andern Seite des Sees sehen. Gehst mit, Tonneli? Wegen dem Tanzen da drüben ... Die Musik kommt uns nicht aus!"

„Aber dir der Karlöni vielleicht?" lacht das blonde Tonneli schelmisch.

„Mußt nicht spotten, du! Wenn einer Wildheuer ist und er muß sommersüber immer in den Bergen herumschaffen und du mußt selber zuschauen, wie's andere gut haben mit den ihrigen ... Jesus, wenn grad schon die Sterne heraus wären!"

„Ich komme ja schon!" wirft Tonneli ein. „Im übrigen ..."

„Nun?"

„Nichts weiter!" lenkt die Blonde ab.

„Aha!" lacht Seph. „Du denkst, der Bisch sei ja doch auch droben!" — Die Mädchen entfernten sich auf dem schmalen Wege, der in weiten brennenden Linien um die grünen Buchten und Zungen am See hinführt. Der Rheinländer neben mir richtet sich verschlafen auf.

„Sind Sie zur Bootfahrt bereit?"

„Bei dieser Hitze?"

„Nun, ich denke, der Aufenthalt auf dem Wasser wird uns erfrischen!"

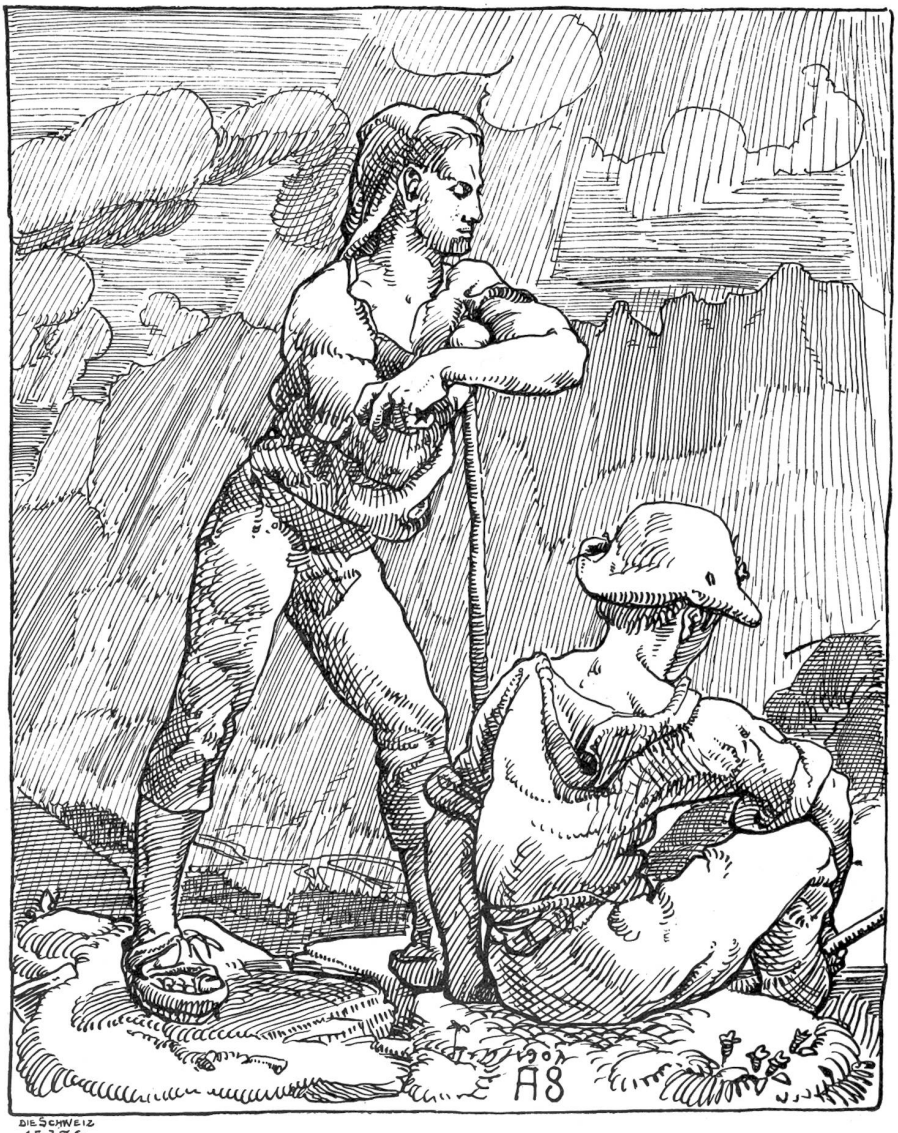
Wenige Minuten später streichen wir im schiefergrauen Kahn dahin.

Es glüht noch immer über dem Seealpseetale. Aus den Kanten und Zacken der Roßmad über uns brennen durchsichtige hohe Flammen. In Duft und Glut getaucht zittern die feingeteilten Kronen der Bergeschen über der Geröllhalde. Jenseits des Sees, vor dem Wirtshause, spielt auf erhöhtem Bretterboden die Tanzmusik eben einen wilden Walzer. Der Lehnmoser fiedelt auf seiner wetterbrüchigen Geige. Mit den Füßen schlägt er den Takt. Dazwischen summt das Hackbrett, bald verlorene Töne, bald ein kurzes Fortissimo. In der Begleitung des Cellos nur liegt es wie verhaltene Würde.

Oder dann spielt der Franz Anton Eugster heute zaghaft!

Schwül schwebt es in den Lüften.

Schwerfällig und derb halten die Bergler ihre Mädchen um-




**Helpler.** Aus den „Federspielen" von Alexander Soldenhoff, Glarus.

fangen. Mehr holpernd als tanzend wogt es ungleichmäßig durcheinander. Das Silberzeug sprüht Funken, die bunten Schürzchen flattern und schwellen im Drehen.

Das Volk, das keine Sorge und Leidenschaft kennt!

Da fällt mir von ungefähr die Belauschung der Mädchen wieder ein: „Tonneli, Tonneli ... wenn grad schon die Sterne heraus wären!"

Was die Seph nur gemeint haben mag?

Liebestoll klingt es von drüben immer weiter. Jauchzer und derbe Rufe des Behagens schallen dazwischen und wecken das Echo, das in verstohlener Felsschlucht geträumt hat.

Ein blauer Funke gleitet durchs Rohr, dem unser Kahn leise zutreibt. Der Kölner beachtet weder die leuchtenden Farben der Wasserjungfer noch die zuckenden schillernden Wirbel, die aus dem purpurnen Seegrunde aufquillen. Flüchtige Sternblumen sind es, die ans warme Licht drängen.

Am Ufer tönt die Musik wieder. Dazwischen streicht ein langgezogenes Pfeifen, von dem ich nicht weiß, woher es kommt. Vielleicht ist's das Bergwehen, das, wenn der Abend aus der Tiefe heraufsteigt, in den grauroten Arven erwacht.

Wo nur die Wirtstochter aus dem Dorfe sein mag? Sie versprach doch, mit uns auf den See zu kommen und daß wir den Abend miteinander verbringen wollten.

Marie ... wenn grad schon die Sterne heraus wären und über deinem Fenster funkelten!

„Jesus, Maria und Joseph!"

Die Tanzmusik bricht jäh ab. Man hört nur noch das störende Pfeifen, das an den geröteten Steinwänden hinläuft und nicht ersterben kann. Am Ufer — was gibt's? — sie rennen durcheinander. Der Rheinländer schreckt auf. Ich zerre die Ruder aus dem Schilfe. Das Wasser spritzt in glitzernden Garben auf. Wir schaukeln in heftigen Stößen über die noch eben brütende, nun aufgescheuchte Flut. Vor dem Wirtshause drängen und stoßen sich Fremde und Bergler, Frauen und Männer. Alle hasten nach dem Ufer.

„Abgestürzt!" ruft man uns entgegen.

„Wer? Ein Fremder? Einer aus dem Dorfe?"

„Um Gotteswillen ... Ich weiß nichts!" jammert ein Mädchen.

Das Schiff stößt kollernd in den Sand.

„Marie! Wer ist's?" frage ich unsere Begleiterin vom Morgen, die mit verstörtem Gesicht uns entgegeneilt.

„Mein Lebtag will ich daran denken. Dort liegt er!"

Wir stürzen auf die Menge zu.

Auf dem Uferschutte, zwischen moosüberzogenen Steinen ruht einer in Nesseln und Blumen. Ein Bergler in zerrissenen, mit Lehm und Blut beschmutzten Hosen, das grauwollene Hemd voll halbvertrockneter schwarzroter Tropfen, den einen Arm aufgerissen, aus dem es zäh und dunkel hervorsickert! Zur Seite ist ein großer Tragkorb umgestülpt, zur Hälfte noch mit Gras und Zweigen gefüllt.

Der Bergler ist tot. Den Kopf der Leiche hüllt ein rotes Sacktuch schlecht ein. Daneben steht einer in ähnlichem Gewand, ein Greis aber, barhäuptig und braunbärtig. Der Alte bleibt unbeweglich. Nur aus den großen verschatteten Augen tropft es langsam über die tiefbraunen Backen.

„Der Vater!" flüstert uns Marie zu.

„Weiß denn niemand, wie's zugegangen ist?" fragt jemand.

„Wohl, wohl!" bemerkt einer aus der zagen Menge, ein hoher schwarzlockiger Mensch, der mit dem Toten und dem Vater gekommen zu sein scheint und eben ein Glas Wein in durstigem Zuge geleert hat. Er gibt uns ein Zeichen, abseits zu treten. Dem Wirtshause zuschreitend erzählt er, während uns die Neugierde an seiner Seite hält.

„Zu dritt haben wir seit dem Morgen dort oben gemäht!"

Er weist zu den Felsstürzen empor, die ich aus dem kurzen Gespräch der Mädchen kenne.

„Auf der andern Seite des Sees kann man das Grasband sehen, wo wir arbeiteten. Vor zwei Stunden mag's gewesen sein. Da sagt der Vater des Toten — wir sind Vettern — zu uns, er sei schwer müde. Die Hitze plage ihn im Kopf. Der Karlöni — so heißt der Sohn — meint, der Vater solle sich ausruhen, er wolle das übrige schon noch besorgen. Ich will ihm helfen, da ich gewußt habe, daß er am Abend die Seph treffen will ... Sie ist doch da? Besser wär's schon nicht! Ich sag' also zum Karlöni, ich wolle ihm helfen. Der gibt's nicht zu, da ich selber erhitzt und müde sei. Der Vetter und ich ruhen also hinten am Grasband, wo die obere Wand beginnt, aus. Er solle sich nicht zu weit hinauswagen, rufen wir ihm zu. Der Karlöni schafft. Da meint er plötzlich, es werde ihm dunkel vor den Augen. Wir sagten darauf: er solle sich um Gotteswillen ins Gras legen. Doch ... da ist's schon geschehen gewesen! Einen Schrei habe ich noch gehört. Der Karlöni ... hinterm Felsen hat's ihn überschlagen. Wir springen auf. Der Vater starrt in die Tiefe; dann legt er die Kränze an. ‚Wohin, Vetter?' rufe ich. Er sagt, ich solle zu mir schauen. Ueber die Felswand klettert der müde Mann hinunter. Ich pfeife und pfeife laut, damit ihr's in der Seealp hören sollt. Wie niemand Antwort gibt, lasse ich mich in der Verzweiflung seitwärts an den jähen Erdstaffeln langsam hinab. Drunten bin ich gerade dazu gekommen, wie der Vetter den blutigen zerrissenen Karlöni in die Kränze legt und diese sich aufbürdet. Ich will ihn abhalten und tragen helfen. Ich solle in die Seealp vorausgehen, hat er da gemeint. Fast miteinander aber sind wir angekommen. Der arme Vetter ... 's ist ein Sterbenselend!"

Der Schwarzlockige schweigt und fährt mit der Hand über die Augen, die blank und feucht schauen.

Da schluchzt es von der Seebucht her.

„Tonneli ... Seph!" ruft der Bergler schmerzlich und geht in raschen Schritten ins Haus.

Die Menge teilt sich, um dem Mädchen, das zittert und schwankt, und der Freundin, die es führt, Platz zu machen.

Das Mädchen, in blühender Tracht, sinkt vor dem Toten nieder. Durch die Tannen bricht der rote Abendstrahl und glüht golden im Geschmeide der Unglücklichen auf.

Der Alte, der in Schmerz und Ruhe wortlos dagestanden, zuckt zusammen.

„Seph! Wir beide sind elende Leut!"

Zerrissen, fast gehaucht entfährt es den bebenden Lippen des Graubärtigen. Das Mädchen wimmert. Keiner der Umstehenden spricht ein Wort. Erschütterung und Erbarmen malen sich auf den Gesichtern. Stille ist's geworden in der trauernden Gemeinde, die sich um den Toten, den Vater und Seph drängt. Kein Jauchzer schallt mehr von den friedlichen Steinwänden, die das liederreiche Volk behüten. Oben an den höchsten Zacken und Türmen verglüht und verzittert die erbarmungslose Sonne. Flammende Wolken gleiten drohend über das Seealptal, und ein letzter Strahl verhuscht an dem Grate, wo der Karlöni gestürzt ist.

Lichter und Funken, der wallende Rauch gespenstiger Fackeln wandern uns aus der Tiefe entgegen, wohin die Kunde vom blutigen Ereignis gedrungen ist. Ein unheimlicher Zug, der den Erfallenen holt.

„Grausame Fügung!" wende ich mich an den Kölner Herrn, als wir uns beim Weißbad trennen. „Ist das das Volk, das keine Sorge und Leidenschaft kennt?"

„Ich verstehe Sie!" meint er tonlos. „Schlafen Sie wohl!"

Wir geben uns bewegt die Hände.

Als ich in flimmernder Nacht mit Marie, der lieben versonnenen Wirtstochter, an der Dorfkirche vorüberschreite, da flüstert meine stille Begleiterin schmerzlich:

„Die arme Seph! An solch schönem Abende soviel Weh tragen müssen!"

Lang noch nach zwölf Uhr fällt ein roter ruhiger Schein aus Marias Kammer in die toten Dorfgassen. Einmal ist mir, als hörte ich die Worte Sephs wieder: „Tonneli, Tonneli ..."

O Seph, Seph — jetzt sind die Sterne heraus und funkeln sterbenstraurig über deinem Fenster!

**Aufziehender Sturm.**

Nach dem Gemälde von Wilh. Ludwig Lehmann, Zürich-München.